

Gibbons sterben ohne ihre Heimat

Der Primatologe Thomas Geissmann von der Universität Zürich-Irchel versucht, den Lebensraum Regenwald für die Affen zu schützen

Die Artenschutzkampagne „Zootier des Jahres“ stellt erstmals die kleinen Menschenaffen in den Mittelpunkt. Thomas Geissmann von der Universität Zürich-Irchel, Initiator und Präsident der Gibbon Conservation Alliance (GCA), betont, dass der Verzicht auf nicht-zertifiziertes Palmöl zum Schutz von Gibbons beiträgt.

Herr Geissmann, Sie forschen seit Ende der 1980er Jahre an Gibbons in Südostasien. Was hat sich seit dieser Zeit verändert?

Thomas Geissmann: Schon damals gab es Länder, in denen es den Gibbons schlecht ging, vor allem China, Vietnam, Bangladesch und auf der indonesischen Insel Java. Mittlerweile sind sie überall bedroht.

Woran liegt das?

Geissmann: Habitatverlust und Habitatverschlechterung sind die Hauptursachen. Die rasante Ausbreitung der Palmöl-Plantagen beschleunigt in manchen Gebieten Asiens diesen Prozess in den letzten Jahrzehnten. Die illegale Jagd und der Handel mit Gibbonprodukten spielen in einigen Gegenden auch eine Rolle, aber generell ist es der Verlust des Regenwaldes.

Warum weichen die Gibbons nicht in unberührte Waldgebiete aus?

Geissmann: Weil sie ihr Streifgebiet nicht verlassen können. Gibbons sind streng territorial. Im Nachbargebiet werden sie von dessen „Besitzern“ attackiert. Solche Kämpfe können tödlich enden.

Dabei sehen die fruchtfressenden Gibbons so friedlich aus.

Geissmann: Innerhalb der Familien-gruppen sind die Beziehungen meist entspannter als zwischen den Gruppen
Der Lebensraum schwindet durch die Abholzung des Regenwaldes.

Es gibt eine prägende Beobachtung des Zoologen Gustav Schneider von 1905. Man hatte damals auf Sumatra ein Stück Wald gerodet, aber ein paar Bäume stehen lassen, in der Hoffnung, die ansässige Gibbonfamilie zum Wechsel in den nur 100 Meter angrenzenden Wald zu bewegen. Am Ende blieb ein Baum übrig, auf dem die Menschenaffen saßen. Mit dem letzten Baum sind auch die Gibbons gestorben.

Vielleicht werden die Palmöl-Plantagen eines Tages unrentabel, weil der Verbraucher merkt, dass eine Schweizer Schokolade ohne Palmfett auch gut schmeckt. Können die Gebiete wieder zu einem Lebensraum für Gibbons aufgeforstet werden?

Geissmann: Ich möchte das nicht ausschließen, aber es würde sicher viele Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte dauern, bis der tropische Regenwald wieder im Gleichgewicht ist. Gibbons brauchen viele verschiedene Arten von Fruchtbäumen, die ihnen über das ganze Jahr hinweg Nahrung bieten. Drei Arten, die im Januar, Mai und Oktober Frucht tragen, reichen nicht. Und jede Baumart braucht ihre eigenen Bestäuber, braucht bestimmte Vögel, Hörnchen oder auch andere Tiere, die ihre Samen im Wald verbreiten. Das alles lässt sich nicht so einfach rekonstruieren.

Welche der 20 Gibbonarten sind am meisten bedroht?

Geissmann: Vom Hainan-Schopf-gibbon leben noch 28 Tiere auf der gleichnamigen chinesischen Insel. Der Bestand des Cao-Vit-Schopfgibbon wird auf 100 Exemplare geschätzt, sie leben an der Grenze zwischen Nordost-Vietnam und China. Und der Schwarze Schopfgibbon ist noch mit rund 1 500 Tieren vertreten.

Was kann ein Europäer dagegen tun?

Geissmann: Er kann auf Konsumprodukte mit Palmöl weitestgehend verzichten. Und er kann Organisationen wie die GCA unterstützen, die Projekte vor Ort fördern, die den Gibbon im Fokus haben. Wer die kleinen Menschenaffen schützt, schützt den ganzen Wald!

Welche Projekte verfolgt die GCA?

Geissmann: Wir sind nur eine kleine

Gesellschaft mit beschränkten finanziellen Mitteln, aber die einzige non-profit NGO, die sich ausschließlich dem Schutz aller Gibbonarten im Freiland verschrieben hat. In den letzten Jahren konnten wir 15 Projekte zugunsten von elf Gibbonarten in acht Ländern unterstützen. Aktuell fördern wir unter anderem ein Forschungsprojekt, das die lokale Verbreitung und Lebensraumqualität von Siamang- und Schwarzhandgibbons untersucht, damit die Bevölkerung vor Ort auf dieser Grundlage Schutzmaßnahmen ergreifen kann.

Das ist kein reines Forschungsprojekt.

Geissmann: Nein, Grundlagenforschung oder Gibbons zählen, reicht uns nicht. Wir fördern nur Schutzprojekte, bei denen die Bevölkerung der Dörfer eingebunden ist. Einheimische Wissenschaftler oder Naturschutzinteressierte sprechen Dorfälteste an, halten Vorträge oder verteilen Infomaterial. Schulkinder malen Gibbons und andere Tiere und lernen sie so besser kennen. Wir respektieren die Traditionen der Dorfbevölkerung und binden sie in das Schutzkonzept ein. Die Menschen sollen lernen, die Waldreserven nachhaltig zu nutzen.

Damit geben Sie das Stichwort Ökotourismus?

Geissmann: Ja, der Wald kann für die Bevölkerung zu einer hochwertigen Einkommensquelle werden. Gerade wenn bereits an den Menschen gewöhnte Gibbongruppen vorhanden sind. Andernfalls hört man die Tiere nur, sieht sie aber kaum. Sobald Forscher im Wald unterwegs sind, sobald sich die Öffentlichkeit für ein bestimmtes Waldstück interessiert, gehen Wilderei und Raubbau zurück. Und der Ökotourismus kann diese Schutzfunktion übernehmen, wenn die Wissenschaftler abziehen.